

(Nachdruck verboten.)

26]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

XVII.

Sie war glücklich, ihr Kind lag neben ihr. Ihre Glieder gingen schlaff und müde herab, und die langen Tage im Hospital verflohen in stillem, friedlichem Einerlei. Elegante Damen, Beschützerinnen des Hospitals, kamen und stellten allerhand Fragen an sie. Esther erzählte, daß ihr Vater und ihre Mutter in Vauxhall Bridge Road wohnten, und sie gestand ferner, daß sie sich vier Pfund bar erspart habe. In dem Zimmer, in welchem sie lag, standen zwei Betten, und die Insassin des andern Bettes erklärte, sie sei völlig arm und besäße weder ein Obdach noch einen Freund auf der Welt. Natürlich wandten sich alle Sympathie und alle Hilfsversprechungen dieser zu, und man betrachtete Esther als ein Mädchen, welches seiner Hilfe bedürfte und dieses Vergehens überhaupt nicht hätte schuldig werden dürfen. Auch ein Geistlicher besuchte sie. Er redete viel in Esther hinein über Gottes Güte und Weisheit, aber alles, was er sagte, erschien Esther steif und wie aus Büchern erlernt, es kam nicht von Herzen und drang deshalb auch nicht zum Herzen; und Esther schämte sich fast, daß diese frommen Worte es nicht vermochten, sie in tiefster Seele zu rühren. Ja, wäre es ein Geistlicher ihrer eignen Gemeinde gewesen, der da kam, an ihrem Bett kniete und mit ihr zusammen die Gebete sprach, an die sie gewöhnt war, es hätte wohl mehr Eindruck auf sie gemacht; aber dieser wohlgenährte, wohlgekleidete Geistliche, mit seinen auswendig gelernten Buchreden, erschien ihr als ein völlig Fremder und konnte auch nicht auf einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit von dem neben ihr schlummernden Kinde ab und auf das lenken, was er sagte.

Der neunte Tag war vorüber, aber Esther erholte sich nur sehr langsam, und es wurde beschlossen, sie bis am Ende der dritten Woche im Hospital zu behalten. Sie wußte sehr wohl, daß es von dem Moment an, wo sie die Schwelle des Hospitals überschritt und in die Welt da draußen zurückkehrte, keine Ruhe und keinen Frieden mehr für sie geben würde; und wenn sie an das Geräusch in den Straßen, an das Leben und Treiben da draußen dachte, erfüllte sich ihr Herz mit Furcht. — Ganze Stunden lag sie da, dachte an ihre geliebte Mutter und wünschte sehnlichst, Nachrichten von ihr zu erhalten. Endlich eines Tages teilte man ihr mit, daß ihre Schwester da sei, um sie zu besuchen, und ihr ganzes Gesicht erstrahlte vor Freude.

„Jenny, was ist passiert, geht es Mutter schlecht?“
„Mutter ist tot, darum bin ich hergekommen, ich wollte es Dir sagen, ich wäre schon früher gekommen, aber —“
„Mutter tot? O, Jenny, Jenny! Nein, o nein, nicht meine arme Mutter!“

„Ja, Esther, sie ist tot, ich wußte, daß Dir das schrecklich weh thun würde; wir sind auch alle sehr traurig gewesen, aber sie ist doch nun mal tot; sie ist jetzt sogar schon lange tot; und ich wollte Dir gerade sagen —“

„Jenny, was heißt das, lange schon tot?“

„Na, vor einer Woche haben wir sie begraben; es that uns allen so leid, daß Du nicht beim Begräbnis sein konntest; wir waren alle da und hatten alle Krepp auf unsern Kleidern, und Vater hatte Krepp auf seinem Hut; wir haben auch alle gemeint, namentlich in der Kirche und am Grabe, und wie der Küster die Erde 'rauswarf auf den Sarg, da klang es doch so schrecklich, daß ich ganz laut schluchzen mußte. Und Julie, die verlor ganz und gar den Kopf, die wollte mit Mutter zusammen begraben werden; ich mußte sie mit Gewalt fortführen; und dann gingen wir nach Hause und aßen Mittag.“

„O, Jenny, Jenny! Unsere arme Mutter ist also fort von uns für immer! Aber wie ist sie gestorben, sag' mir doch? war es ein sanfter Tod? Oder hat sie viel leiden müssen?“

„Gott! da giebt es nicht viel zu erzählen; Du warst kaum fort, da begann Mutter schon Schmerzen zu kriegen. Und da war sie doch so schlecht den ganzen Tag und die ganze Nacht durch, daß man es kaum mehr im Hause aushalten konnte; das Geschrei und das Gestöhne war gar nicht mehr anzuhören!“

„Und dann?“

„Und dann wurde das Baby geboren; aber es war tot; und Mutter ist an Schwäche gestorben. So hat wenigstens der Doktor gesagt.“

Esther barg ihr Gesicht in ihrem Kopfkissen. Jenny wartete, und ein häßlicher, egoistischer, selbstbesorgter Zug legte sich über das ordinäre Londoner Straßengesicht.

„Nu, hör' mal zu, Esther, Du kannst ja weinen, wenn ich wieder fort bin. Ich kann nicht lange hier bleiben, und ich hab' Dir doch so viel zu sagen.“

„Ach, Jenny, Jenny, sprich doch nicht so! Sag' mir lieber, ob Vater gut zu Muttern war?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, er hat wohl nicht viel an sie gedacht; die meiste Zeit über war er im Wirtshaus. Er sagte, er könne es nicht in 'nem Hause aushalten, wo 'ne Frau so schreie und heule. Eine von unsern Nachbarinnen kam und pflegte Mutter, und ganz zuletzt kam auch noch der Doktor zu ihr.“

Esthers Thränen strömten herab, während sie ihre Schwester betrachtete, und die Frau in dem andern Bett meinte, es sei eine Narrheit, wenn Frauen zu ihrer Entbindung in ihrem eignen Hause blieben, denn da gäbe es doch meistens nur einen betrunkenen Mann, viele Kinder und nichts zu essen; so wäre es doch wohl fast überall.

In diesem Augenblick erwachte Esthers Baby und schrie nach Nahrung.

Sie legte es an die Brust. Jenny betrachtete das Kind; der Anblick schien sie zu interessieren, obwohl sie ganz erfüllt war von dem, was sie ihrer Schwester mitteilen wollte.

„Dein Baby sieht mächtig gesund aus,“ sagte sie.

„Ja, das ist es auch; lauter schöne grade Gliederchen; ein wunderschöner Junge. Aber, Jenny, Jenny, denke doch bloß an Mutter, an unsre arme, tote Mutter!“

„Ich denke wohl an sie, Esther, aber darum kann ich doch auch Dein Baby ansehen; weißt Du, er sieht Dir ähnlich. In den Augen hat er so was Neuliches; aber schließlich — nein — nein ich weiß doch nicht, ob ich ein Baby haben möchte. Wo soll denn ein armes Mädchen wie unsereins drs Geld hernehmen, was das kostet?“

„So Gott will, soll es meinem Knaben nie an etwas fehlen, solange ich für ihn arbeiten kann! Aber, Jenny, nimm Dir an mir kein Beispiel, bleibe Du immer ein gutes, braves Mädchen; versprich mir, daß Du nie der Versuchung unterliegen wirst! Versprichst Du?“

„Ja, ja, ich versprech' es Dir.“

„So 'n Haus wie unsres; 'n betrunkenen Vater, so viele Kinder, und nun, wo Mutter tot ist, wird es schlimmer sein als je zuvor. Du, Jenny, bist die älteste, Du mußt auf die Kleinen aufpassen und mußt versuchen, so viel wie möglich Vater vom Wirtshaus fernzuhalten. Ich kann ja nicht bei Euch sein; denn sowie ich wieder wohl bin, muß ich mich nach 'ner Stelle umsehen.“

„Ja, das war es gerade, worüber ich mit Dir sprechen wollte. Vater will nämlich auswandern; er will nach Australien. England hat er nun dick, sagt er; und da er seine Stelle bei der Eisenbahn verloren, hat er sich entschlossen, auszuwandern. Es ist schon alles arrangiert, er ist bei so 'nem Agenten gewesen, und der hat ihm gesagt, er wird zwei Pfund pro Person für die Ueberfahrt bezahlen müssen; das will was heißen in so 'ner großen Familie wie unsre. Und da es nun Vater schon so teuer wird, sagte er, ich bin alt genug, um allein hier zu bleiben und mir Geld zu verdienen. Wenn ich das Geld für meine Ueberfahrt hätte, würde er mich schon mitnehmen, aber ohne das thut er's nicht. — Das eben war's, was ich Dir erzählen wollte.“

Jetzt erst begriff Esther, daß Jenny zu ihr gekommen war, sie um Geld zu bitten, aber sie konnte ihr keins geben, und der Gedanke, daß ihre ganze Familie sie verlassen wollte, erfüllte sie mit Schrecken. Sie wußte nicht, wo Australien war, sie hatte wohl mal davon sprechen hören, und auch gehört, daß es Monate und Monate dauerte, dort hinzukommen. Aber mehr wußte sie davon nicht, und das Gefühl, daß sie nun alle von ihr gehen wollten, daß nun alle die Nöten in einem großen Schiff über das große Meer fahren und sich weiter und weiter von ihr entfernen würden, entsetzte sie. Sie sah förmlich von ihrem Bette aus das Schiff; sie sah die Kleinen Geschwister,

Jenny, Julie und die kleine Ethel, sah, wie sie mit Händen und Taschentüchern ihr zuwinkten, und wie sie dann an Bord des großen Schiffes allmählich ihren Blicken entchwanden. Unwillkürlich brach sie in Thränen aus.

„Vorüber weinst Du denn, Esther? Weist Du, ich hab' Dich noch nie weinen sehen, es kommt mir ganz komisch vor!“

„Ach, ich bin ja noch so schwach; Mutters Tod hat mir das Herz gebrochen, und nun soll ich noch dazu auch Euch alle verlieren.“

„Ja, es ist schlimm, wir werden Dich auch sehr vermissen. Aber, was ich Dir sagen wollte, Du hast doch verstanden, daß Vater mich nur mitnehmen will, wenn ich meine zwei Pfund bezahle; das wirst Du doch nicht zugeben, Esther, daß ich allein hier zurückbleiben muß?“

„Du meinst, ich soll Dir das Geld geben, Jenny? Aber das kann ich nicht! Ich habe Vater schon zu viel von meinem Gelde gegeben, ich habe kaum genug mehr übrig, um zu leben, bis ich gesund bin. Ich habe mir noch vier Pfund übrig. Die gehören doch meinem Kinde; das Geld von meinem Kinde kann ich Dir nicht geben! Gott allein weiß, wie ich's möglich machen werde, durchzukommen, bevor ich 'ne Stelle finde.“

„Aber Du bist doch schon fast wieder gesund! Na, wenn Du mir nicht helfen kannst, kannst Du's eben nicht. Dann weiß ich aber auch nicht, was ich anfangen soll. Vater nimmt mich nicht mit, wenn ich nicht das Geld habe.“

„Für jede Person, sagst Du, kostet's zwei Pfund?“

„Zatwohl.“

„Und ich besitze vier. Für vier Pfund könnten wir alle beide mitgehen, wenn nicht das Baby wäre; aber ich denke, für ein Kind an der Brust würden sie wohl nichts rechnen!“

„Ich weiß nicht, aber Vater — Du weißt doch, wie der ist.“

„Das ist wahr, er will mich nicht haben, ich bin ja nicht sein Kind. Aber, Jenny, Liebling, o, es ist schrecklich, so ganz allein zurückzubleiben. Unjre arme Mutter tot, und nun geht Ihr alle nach Australien, und ich werde nie mehr einen von Euch wiedersehen.“

Beide schwiegen. Esther legte das Kind um an die andre Brust, und Jenny dachte nach, was sie wohl noch zu ihrer Schwester sagen könnte, um sie zu bewegen, ihr das Geld, welches sie haben wollte, zu geben.

„Na, wenn Du mir das Geld nicht geben willst, muß ich eben hier bleiben; es ist aber schade, denn alle Leute sagen, daß ein junges Mädchen in Australien famose Chancen hat. Gott weiß, was aus mir wird, wenn ich allein hier bleibe.“

„Such' Dir doch 'ne Stellung. Dann können wir einander von Zeit zu Zeit ja sehen. Schade, daß Du nicht ein bißchen kochen kannst, dann könntest Du doch als Küchenmädchen gehen.“

„Nein, ich kann nichts als die ekligen Hunde machen, und von denen hab' ich nun gerade genug.“

„Du kannst doch immer eine Stelle als Mädchen für alles in einem Logierhause annehmen.“

„'ne Stellung in 'nem Logierhause? Ich danke schön! Ich denke, Du hast genug davon kennen gelernt; es wundert mich, daß Du mir das zumuten willst!“

„Na, was gedenkst Du denn zu thun?“

„Ich könnte doch in der Pantomime auftreten, so als Statistin, wenn man mich da nehmen wollte.“

„O, Jenny, Jenny, das wirst Du doch nicht thun; ein Theater ist ein sündhafter Ort, das haben wir doch gelernt!“

„Zum Teufel mit der Sündhaftigkeit! Von all dem Predigen und Reden hab' ich nun genug gehört; davon kann man nicht leben.“

„Ich kann jetzt nicht mit Dir darüber streiten; ich bin noch nicht kräftig genug, es könnte auch der Nahrung schaden“, sagte Esther, und dann wiederholte sie noch einmal: „Ich hoffe, Jenny, daß mein Beispiel Dich warnen wird, und daß Du keine Dummheiten machen, sondern immer ein gutes, braves Mädchen bleiben wirst.“

„Warum denn nicht? Wenn's geht!“

„Wie traurig, daß Du so sprichst, wo Mutter noch kaum kalt geworden ist in ihrem Grabe!“

Auf Jennys Lippen schwebten die Worte: Du bist die Rechte, Tugend zu predigen, du mit deinem Kinde an der Brust! Aber sie hatte Furcht vor Esthers ihr wohlbekannter Festigkeit, hielt die gefährlichen Worte zurück und sagte statt dessen: „Ich hab' doch damit nicht gemeint, daß ich nun gleich heute abend auf die Straße laufen will; ich meine nur, daß ein Mädchen, das in London allein bleibt, auf schlechte Wege kommen kann, ohne daß sie es will.“

„Nein, das giebt's nicht“, sagte Esther. „Wenn ein Mädchen auf Abwege kommt, ist's immer ihre eigne Schuld!“

Esther sprach die Worte fast mechanisch, aber plötzlich entsann sie sich wieder Jennys Anliegen und fügte hinzu: „Ich würde Dir gern das Geld geben, wenn ich's wagte; aber es gehört doch dem Kinde; nein, ich darf es nicht!“

„Ach, Du kannst es schon, wenn Du nur willst. Glaubst Du vielleicht, ich würde Dich sonst darum bitten? Aber wie lange noch, dann verdienst Du ein Pfund die Woche.“

„Ich? Ein Pfund die Woche? Was fällt Dir denn ein, Jenny?“

„Warum denn nicht? Du kannst doch als Amme gehen, dann verdienst Du ein Pfund und Dein gutes Essen, Trinken, Kleider und alles dazu.“

(Fortsetzung folgt.)

„Das Gespenst unserer Zeit.“

In der deutschen Belletristik herrschen zur Zeit die verschiedensten Tendenzen. Das an sich löbliche Streben, neue Stoffgebiete aufzusuchen, ist nachgerade in eine förmliche Hezjagd ausgeartet. Preußen-Deutschland als Massenstaat tritt in den meisten Romanen auffällig hervor. Den Angelpunkt bilden die drei „apokalyptischen Reiter“: Kirche, Kapitalismus, Militarismus. Beweis dafür bieten die allerhand „Gesellschafts“-Romane, als da sind: Adelsromane, Pastorenromane, Offiziersromane. Dazwischen gehen natürlich Romane des kapitalistischen Bürgerlums und solche, die sich, allerdings nur sporadisch, mit dem Stand der Aerzte, Künstler, Schriftsteller, Ingenieure u. befaßen. Weinake ebenso reich macht sich der Frauenroman bemerkbar. Er zeigt die Tendenz, den Typus des „neuen Weibes“ zu schaffen. Ohne sociale Streiflichter geht's da nicht ab. Und das ist selbstverständlich. Es gilt den Kampf um die Anerkennung der Frau in staatsrechtlicher wie in gesellschaftlicher und ökonomischer Hinsicht. Die Tendenz künstlerischer Vertiefung macht sich hier und da in erfreulicher Weise geltend. Der stoffliche Reiz wiegt aber vor. Der literarische Wert ist meistens Null. Um so verschärfter tritt der Kriticismus, die bald versteckte, bald offene Satirisierung auf. Die Einwirkung des Socialismus zeigt sich hier insofern, als die Sehkräft für Schäden und Auswüchse am Gesellschaftskörper verschärft wurde. Dies Moment verleitet nun freilich öfters zu sensationeller Behandlung. Das Augenblicksinteresse an diesen oder jenen Vorgängen und Erscheinungen im öffentlichen Leben hebt mir allzu häufig die künstlerische Wirkung auf, die — wir sehen das bei den jüngsten Militärromanen — entweder von vornherein beiseite gelassen wurde, oder aber nicht zu erreichen war, weil die Aktualität des Stoffes noch keinerlei dichterische Perspektive zuließ. Vorausgesetzt natürlich, daß der Autor kein gewöhnlicher Romanschreiber, sondern eine künstlerische Persönlichkeit ist und daß er sich dem jeweiligen Stoff als Kenner und Wissender gewachsen zeigt. Präsende Betrachtung lehrt nicht selten das gerade Gegenteil. Anders würde so mancher Roman ungeschrieben bleiben. Und das wäre gut. Denn es wird unglaublich viel gesündigt an unbeabsichtigten Thatsachenfälschungen, sinnwidrigen Urteilen und Verdrehungen, die samt und sonders aus Unwissen und Scheinkenntnis hergeleitet werden müssen. Handelt es sich bloß um eine Liebesgeschichte, geht's noch an. Brenzlischer wird es schon, wenn Menschen einer besonderen Berufssphäre in eben diesem Milieu geschildert werden sollen. Säklimmer steht es allemal da, wo Klassenunterschiede, ganz bestimmte Anschauungen einer großen Volksgemeinde in Frage kommen. Dreht es sich vollends um eine auf einer Neuordnung der Dinge und Verhältnisse sich emporringende Weltanschauung, wie sie von der Socialdemokratie vertreten wird, so bedingt das für den Schriftsteller nicht allein, daß er über positives Wissen verfüge, sondern auch, daß er selber vom Geiste jener Weltanschauung durchdrungen sein müsse. Daraus folgt, daß sich kein Dichter, sei er noch so bedeutend, ungestraft an einen socialen Romanstoff wird wagen dürfen, so lange er nicht den haltlosen Boden bürgerlicher Anschauungen verlassen hat. Anders würde jedwede zur Schau getragene sogenannte „Volkstreundlichkeit“ den Verdacht frivoler Rosetterie oder tendenziöser Darstellung erwecken. Ob die erstere nicht noch verwerflicher sei als die letztere, mag hier unerörtert bleiben. Hinwiederum wäre es aber auch borniert, einer künstlerischen Schöpfung von vornherein den Vermerk bewusster Parteilichkeit zuzuschreiben, bloß weil der Autor Socialdemokrat ist. Auf alle Fälle bedeutet die Behandlung eines streng socialen Problems für den Schriftsteller die Schula und Charibdis zugleich. Unternimmt er das Wagnis dennoch, so wird in erster Linie zu untersuchen sein, ob sein Können der Aufgabe gewachsen ist.

Sehen wir einmal, in welcher Weise der soeben erschienene Roman: „Das Gespenst unserer Zeit“*) von Heinrich Keller jene Anforderung erfüllt. Die Handlung spielt in Wien.

*) Egon Fleischel u. Co., Berlin. Preis 5 M.

Damit rechtfertigt sich auch der Titel des Buches. Der Verfasser unternimmt es zu schildern, wie alle arbeitenden Stände, nicht nur der Handarbeiter im engeren Sinne, der Proletarier, um ihre Existenz ringen und unter der Verfehrtheit der heutigen Verhältnisse zu leiden haben, wie sie unglücklichen Zufällen, Arbeitslosigkeit und Untergrabung der Gesundheit auf der einen, Geschäftsstodungen und Krisen auf der anderen Seite ausgesetzt sind, an denen sie keine Schuld tragen und die sie nicht abwehren können. Im Vordergrund der Handlung steht der Sohn eines Handwerkers, der des letzteren allmählichen Geschäfte ruin mit erlebt und hierdurch sowie infolge eigener Schicksale auf die Erforschung der Ursachen hingelenkt wird. Die Typen der anderen Stände, der Bauer, der Fabrikant, der Arzt, ein Staatsbeamter, große und kleine Handeltreibende, erwerbende Frauen, wie eine Privatlehrerin, eine Gesindevermieterin, endlich Fabrikarbeiter werden zur Handlung derart in Beziehung zu setzen versucht, daß der Held die traurigen Schicksale dieser Personen beobachten kann und mit ihnen in Rapport tritt. Er erleidet den Druck, der auf allen lastet, auf den Reichen wie auf den Armen, und sieht die Folgen dieses Zustandes, Hunger, Untergrabung der Gesundheit, Verlotterung, Verbrechen, Prostitution und Verzerrung des Begriffs der Ehe, die ein Handelsartikel geworden ist. Durch den Untergang seiner Familie, besonders seiner Frau, einer Fabrikarbeiterin, wird in ihm die Begeisterung geweckt, für die Allgemeinheit im Sinne einer Besserung der Weltordnung auf sozialistischer Basis zu wirken. Er wird der Führer dieser Volksbewegung und erhält als Abgeordneter des Reichstags für die Vertwirklichung seiner Bestrebungen weitesten Spielraum. Man wird aus diesen Andeutungen ersehen, daß der Verfasser alle Kontrastercheinungen des Daseins nebst allen Argumenten berücksichtigt hat. Käme es darauf an, so wäre gegen den Roman wenig einzuwenden, weil er zudem durch fleißig studierte Milieuschilderungen des Wienerischen Lebens, besonders aber durch Vertwertung eines unverfälscht wiederspiegelten Dialektidioms, als echtestes Charakterisierungsmittel äußerst wirksam gehoben erscheint. Ebenso richtig sind die meisten Personen, namentlich aus dem Arbeiter- und Kleinhandwerkerstande hingestellt, so lang sie in ihrer Sphäre verbleiben. Sie erhalten aber fast ohne Ausnahme immer einen Stich ins gewalttätig konstruierte, sobald sie der Verfasser herausstreuen läßt. Nun reden, handeln, steigen und fallen oder enden sie, wie er es will. Jedem ist die Quintessenz einer social formulierten Anschauung hinten angeklebt, etwa, wie die altitalienischen Maler den auf ihren Bildern dargestellten Menschen erklärende Zettel in die Hand oder den Mund gegeben haben. Ein arbeiterfreundlicher Unternehmer vom Schlage des Großfabrikanten Hartmann, der sich sogar mit Marx', Lassalles Schriften vertraut zu machen unternommen hat, der schließlich mit dem Helden des Romans, seinem Vorarbeiter Duzbrüderich schließt, ist, wenigstens nicht für jene Zeit der Anfänge des Socialismus in Oesterreich, laundentbar. Auch die Menschenfreundlichkeit des Kassenarztes dürfte schwerlich soweit gehen, gleich jedem Patienten bei Konsultationen über Proletarierkrankheiten und deren Vermeidung ein Kolleg zu halten. Die Lebensführung der Bauern-Marie von der Vergewaltigung durch einen zum Strolch hinabgesunkenen Schreinergefellens bis ins Vordell hat den Hautgüt gewisser Wiener Lokalblätter. Die Motivierung des Streiks mit nachfolgendem Streik Klingt unwahrscheinlich. Sollten gewerkschaftlich organisierte Arbeiter denn wirklich nicht die Ziele der Organisation und den Zweck eines Streiks kennen? Endlich schmedt auch des Helden große Jungferrede im Parlament, mit der das Buch schließt, allzu aufdringlich nach Apotheose — und Papier. Die dem Urviener anhaftende Weichheit, Gutmütigkeit und Gutgläubigkeit in mancherlei Dingen ist auch mit dem Verfasser über Gebühr durchgegangen. Wenn er davon loskommt, verpflichtet er einmal Vollendetes zu leisten. Denn dieser Roman ist trotz aller seiner Gestaltungsängel immerhin als eine höchst erfreuliche Kraftprobe zu bewerten.

Weit weg von irgendwelchem socialen Anhauch bewegt sich „Ein Kleinstadtroman“ von Georg Wäsner. Ein Regierungsbaumeister, der von Berlin nach einem ostpreussischen Landstädtchen versetzt ist, nebst seiner jungen Frau geben darin den Angelpunkt der ziemlich alltäglichen Handlung ab. Wie die beiden Großstadtmenschen sich dort zurechtfinden müssen, sowie sie mit den Honoratioren, als da sind: der Landrat, der Bürgermeister, der Gymnasialdirektor, der Landgerichtsrat, einige Gutbesitzer und deren Frauen in Verkehr und Widerpart geraten, wie darunter das Glück ihrer Ehe zusammenzubrechen droht: das macht die Handlung aus. Der Verfasser ist ja wohl emsig dabei, das Ostpreussentum jener Kleinstädter recht eindringlich zu kennzeichnen. Aber all dieser Kleintram ist doch eher dazu angethan, falsche Vorstellungen zu wecken. Denn was sich da als ostpreussische Art geriert, ist typisch für jedes Landesteil, wo auch immer es sei. Zum Schlusse läßt es der Verfasser auch nicht an einer gruseligen Scene für empfindliche Seelen fehlen. Er führt den Baumeister an einem Felsen am Fluße — soll doch wohl bloß ein „erratischer Block“ sein? — von wo herab er seine junge Frau stürzen will. Das ist doch ein bißchen reporterhaft — und unwahrscheinlich. Alles in allem genommen: ein Konversationsroman ohne litterarische Note.

Eher kommt diese Bezeichnung dem Roman: „Die stille

Stadt“) von Richard Gulbschiner zu. Er spielt in Tirol bei der „Engelsburg“ der Margarete Mautsack. Historische und sagenhafte Reminiszenzen schwingen da in eine stille Liebeshandlung hinein, eine Liebeshandlung, die von Menschen unfer Lage redet. Die stille Stadt ist ein kleiner Ort, „da unten im Gebirge, in dem jeder Mensch ein Sonderwesen ist. Jedes Haus hat sein eigenes Gesicht. Und jeder Mensch in dieser Stadt hat sein eigenes Gesicht, und keinen läßt sie aus, der nicht den Stempel einer geheimnisvollen Besonderheit mit sich davon trüge“. Das Glück wohnt nicht in ihren Mauern und ihre Stille ist nicht der Frieden der Bunschlofen. Ihre Stille ist vielmehr Verzicht und das innerliche Verbluten geschlagener Kämpfer, die den Bahn des Kampfes erkannt haben. Die ganze Stadt „ist wie ein Friedhof, Leichenstein bei Leichenstein, weiß, kalt, höhnvoll und unfähig still“. Ein Friedhof, in dem das Weib begraben ist, das vielleicht das „Glück“ gebracht hätte, ein Friedhof, den religiöser Fanatismus schleicher Mönche in langem, langem Haß gefüllt hat. Ein Jude liebt eine christliche Frau. Aber sie kommen nicht zusammen; denn die Geliebte stürzt sich zum Fenster des alten Schlosses hinaus. Durch das ganze Buch geht zionistische Sehnsucht. Die Sprache hat träumerische Versommenheit. Die Menschen kuscheln wie gespenstige Schatten vorüber, die Handlungen zuden in Schmerz getaucht. Verblutendes Sehnen, die seine Stimmung der Stille, Nihilismus ist alles. Ein Roman ist das nicht, aber eine reizvolle Novelle, eine Apologie jener differenzierten Sehnsucht im Volke Israels, welche in der zionistischen Bewegung ihren sonderbaren, seelischen Ausdruck empfangen hat. — Ernst Krewski.

Kleines feuilleton.

d. Erinnerungen. Es war eigentlich kein Platz mehr auf dem Perron; die beiden Männer in der Ede rüden indessen zusammen, der junge Arbeiter nahm sein Handwerkzeug unter den Arm und so fand der Alte doch noch ein Eckchen; er bot eine etwas auffällige Erscheinung. Linkisch und unbeholfen, in einem Rock von stark veraltetem Schnitt, verriet er auf den ersten Blick den Provinzialen. „Hermannplatz!“ sagte er zum Schaffner. „Sie fahren doch Hermannplatz?“

„Allemal, Hermannplatz, Rixdorf.“
 „Man findet sich ja gar nicht mehr hier zurecht,“ sagte der Alte, als müßte er sich der Frage wegen entschuldigen; er warf einen hilflosen Blick über die Gegend: „Das hier, das ist doch die . . . die Pionierstraße, nicht wahr?“

„Blücherstraße,“ erwiderte der Schloffer. „Pionierstraße? Nees — jieht's ja gar nich.“

„Doch, doch — die Pionierstraße muß hier herum sein.“
 „Is mal gewesen,“ mischte sich der Graubart in der Ede ins Gespräch. „Pionierstraße? Liebe Zeit! Wie lange is 'n das her?“

„Das war vor zwanzig Jahren mal,“ lachte der junge Arbeiter, „da hieß die hier so.“

„Denn ist sie das hier doch?“ Der Alte schien sich zu freuen, daß er Recht behalten: „Und jetzt heißt sie? Wie heißt sie? Blücherstraße?“

„Blücherstraße,“ wiederholte der Graubart. „Sind wohl lange nicht hier gewesen?“

„So an die zwanzig Jahre nicht . . . erst jetzt wieder nach Berlin gekommen.“ Der Alte wurde redselig.

„Na, denn kennen Sie die Gegend überhaupt nicht wieder,“ lachte der Graubart, „vor zwanzig Jahren? Liebe Zeit! Da war man ja hier schon aufs Dorf.“

„Ja, anders war's.“ Der Alte nickte und maß die hohen Häuser mit scheuen Blicken. „Die vielen Straßen! Und früher waren da nur Gärten und Wiesen, und drüber weg sah man die Kirchhöfe in der Bergmannstraße. Das war fast wie 'n Wald.“

„Na, die Kirchhöfe sehen Se heut auch noch; da kommen se schon.“ Der junge Arbeiter wies die Bärwalddstraße hinunter.

„Ja, da sind sie!“ Der Alte nickte und wieder streifte sein Blick die endlosen Straßenzüge hinab. „Lieber Gott, wenn ich so denke: vor zwanzig Jahren, da gingen hier schon die Buben an, und die erste, die man sah, das war eine mit Menschenfressern.“

„I two, die stand weiter rauf, die stand ja oben bei die Marusselle, hier war die Eisbahn,“ fiel der junge Arbeiter ein.

„Eisbahn?“ wiederholte der Alte.
 „Die war ja doch erst zehn Jahre später,“ sagte der Graubart, „ja, die Schwedische Eisbahn. Das war damals die größte hier im Südwesten; und dann liefen wir bei elektrischem Licht. War was Neues damals. Ja, das ist auch gewesen.“

Er seufzte leicht.
 Den Alten schien die Eisbahn nicht zu interessieren; er fing wieder von den Menschenfressern an. „Ja, die Bude; wenn ich an die Bude mit den Menschenfressern denke! Meine kleine Schwester schrie jedesmal, wenn sie bloß in Sicht kam, und ich saßte auch an Wutters Rock. Links waren die drei gemalt, die trugen blutrote Federkronen und

„Und rechts sah einer und fraß ein kleines Kind.“
 „Ach, Sie haben sie auch noch gekannt?“

„Ne allemal!“ Der junge Arbeiter lachte.
 „Was denken Se denn? Die stand auch noch zu meine Zeit,

*) Egon Fleischel u. Co., Berlin. Pr. 3,50 M.

*) Egon Fleischel u. Co., Berlin. Pr. 3 Mark.

bloß oben rauf — bei's Zidentwäldchen, und wenn wir mit's Kaffeetocher fertig waren, denn jab Mutter jedem von uns 'n Froschen, und heidil ging's bei die Menschenfresser, sie fraßen aber keine Menschen mehr."

"Ich glaube, sie waren überhaupt bloß angestrichen," lachte der Alte, "und davor hat man sich nun jegraut! Ja, und 's Zidentwäldchen, da standen die Karusselle und die Riesenschaukeln, und das schönste waren die Spritzkuchenbäder, bei denen es immer so schön nach Schmalz roch. Jetzt kommen wir wohl bald ans Zidentwäldchen?"

"Ach Gott, das giebt's ja auch längst nicht mehr." Der Graubart wies nach rechts: "Hier war's, wissen Sie noch? Da drüben kommen die Kirchhöfe raus, daran werden Sie wohl die Gegend kennen. Ja, jetzt sieht die neue Kirche hier."

"Und so schöne Häuser," der Alte musterte den Kaiser Friedrichsplatz, "ja, da sind die Kirchhöfe, und daneben war der 'Hoffjäger' und die Heide hing an. Wo ist denn bloß die Hafensheide?"

"Wir fahren ja schon durch," meinte der Arbeiter.

"Ja, ja, das ist die Hafensheide!" nickte auch der Graubart bestätigend. "Kennen Sie erst recht nicht wieder, was? Ja, früher hat's Volk hier im Gras gelegen, jetzt kostet 'ne Wohnung über tausend Mark, und es wohnen nur feine Leute da."

"Aber die Heide, — die Heide . . ." Der Alte starrte böllig fassunglos die breite Prachtstraße entlang.

"Na, die is hinter de Häuser; da darf man nich mehr rin, da schießen jetzt die Soldaten drin," sagte der junge Arbeiter.

"Und das ist schade," meinte der Graubart. "Ja, sie lachen ja heute, wenn man sagt, 's war 'n Wald gewesen. 's war aber doch einer."

"Und was für einer!" Der Alte kam ordentlich ins Feuer. "Man konnte sehr schön im Moos liegen und durch die Bäume in den Himmel sehen, und Eidechsen fand man auch da und Käfer; was hab' ich mir aus der Heide manchmal mitgenommen, wie ich 'n Junge war . . ."

"Und das schöne Buschholz, oben beim Türkenkirchhof, wissen Sie noch, das schöne Buschholz?" Die Augen des Graubartes strahlten gleichfalls auf. "Da spielten wir Räuber und Stadtsoldat . . ."

"Und wenn Mädchen bei waren, Räuber und Prinzessin. Wohl, jatrohl . . ." Der Alte schmunzelte.

"Dies Buschholz habe ich auch noch gekannt," nickte der Arbeiter vergnügt, "ja, da konnt' man was aufstellen."

"Und jetzt alles verbaut," sagte der Alte, "all die alten Wirtshausgärten weg . . ."

"Und es gab solche gemüthlichen Kneipen hier," nickte der Graubart. "Da zog sich Vater die Jacke aus und saß in Hemdsärmeln, wenn's ihm zu warm wurde."

"Stimmt, stimmt," der Alte schmunzelte weiter, "und den Tanzalon, — haben Sie auch den gekannt? Da sind wir denn nachher tanzen gegangen, so als junge Leute; was es da für hübsche Mädels gab! . . ."

"Da hab' ich meine erste Liebe kennen gelernt," nickte der Graubart und in sein faltenreiches Gesicht kam ein verträumter Zug. "Gott, ja, war nur 'n kleines Nähmädel, aber tanzen konnte sie, tanzen! . . . Und ein Lachen hatte das Dingchen!" Er brach jääh ab.

"Na, hübsche Mädels giebt's jetzt auch noch hier," warf sich schließl. der junge Arbeiter zum Verteidiger seiner Altersgenossinnen auf. "Was denken Sie denn? Kommen Sie mal Sonnens raus, was hier für hübsche Mädels sind! Und schöne Lokale haben wir doch auch hier. Und im Sommer die Sommerfeste mit Feuerwerk! Ich sag' Ihnen, das is ganz anders, wie in de alte Hafensheide!" Er fühlte sich offenbar plötzlich als "Jung-Berlin" gegenüber "den beiden Alten".

Die beiden Alten hörten ihn aber nicht, sie sahen mit verlorenen Blicken vor sich hin und ihre Gedanken waren weit weg in einer längst entschwundenen Zeit. —

— **Einheimische und eingebürgerte Pflanzen als Heilmittel** bespricht Gustav Zahn ("Aus den loburg-gothaischen Landen", Heft 1, 1903). Wenn man das gegebene Verzeichnis mit dem vergleicht, welches sich in dem "kurzen Unterricht von natürlichen Dingen" aus der Zeit Ernsts des Frommen findet, wo auch die pflanzlichen Mittel für bestimmte Krankheiten zusammengestellt sind, so treffen wir alle die arzneilichen Hausmittel an, welche in Dorf und Stadt noch heute eine Rolle spielen; man beachte nur, was für Pflanzen am "Kräutersommtage" zu Heilzwecken eingetragten werden. Das Volk vermag sich eben nur schwer von seinen allhergebrachten und altgewohnten Medikamenten zu trennen. Hiervon giebt die stattliche Reihe von Wlliten, Früchten, Blättern und Wurzeln Zeugnis, welche größere Drogengeschäfte auf Lager halten, oder welche Apotheken als veraltet noch führen, weil sie eben von den Leuten verlangt werden, obwohl sie der geltende Arzneischatz nicht mehr kennt. Auch die Naturheilmethode der Gegenwart hat sich 71 jener Volksmittel aus dem Pflanzenreiche zu nütze gemacht, obwohl einige Eiferer alle innerlichen Mittel verwerfen und die Heilung nur der Lebenskraft des Menschen überlassen wollen. So gelten als Magen- und schweißtreibende Mittel: Anis, Basilicum, Baldrian, Brennessel, Dost, Eberdistel, Eichenrinde, Enzian, Fenchel, Fieberklee, Fünffingerkraut, Hirtentäschel, Kümmel, Rahmus, Melkentwurz, Nyabarber, Schachtelhalm,

Schafgarbe, Sanikel, Tausendgüldenkraut, Thymian, Weilchen, Kamille, Hollunderblüten, Lindenblüten. Als Brustmittel gelten: Andorn, Betonica, Enzian, Ehrenpreis, Hufslattich, Königskerze, Kreuzkraut, Lungentkraut, Mojn, Schlüsselblume, Schlehenblüte, Süßholz. Bei Geschwüren und Wunden nennt man als wirksam: Griechisches Heu (Poenum graecum), Leinsamen, Weinweil, Majoran, Quendel, Hufslattich, Arnika, Schachtelhalm usw. —

(„Globus“.)

Meteorologisches.

ss. Eine wichtige Wetterwarte. Die Regierung der Republik Argentinien hatte im Jahre 1901 auf dem kleinen Eiland von Año Nuevo, das in der Nachbarschaft von Staten Island, also östlich vom Kap Horn, in einer südlichen Breite von 54 Grad 39 Minuten gelegen ist, eine Wetterwarte eingerichtet, die in Uebereinstimmung mit den verschiedenen Südpolar-Expeditionen arbeiten sollte. Es war von maßgebender Seite betont worden, daß die zum erstenmal gebotene Gelegenheit mehrerer gleichzeitiger Forschungsreisen im Südpolar-Gebiet mit allen Mitteln ausgenutzt werden müßte und daß deshalb auch auf den am meisten gegen den Südpol vorgeschobenen Festländern der Erde Beobachtungen ange stellt werden sollten. Dieser Anregung hatte die argentinische Regierung durch Schaffung der erwähnten Wetterwarte Folge geleistet. Jetzt kommt die Nachricht, daß die durch ihre Lage äußerst wichtige Anstalt für Bitterungsbeobachtungen dauernd erhalten bleiben und zu einem erstklassigen magnetischen und meteorologischen Observatorium ausgestaltet werden soll. Sie erhielt zu diesem Zweck eine vollständige Ausrüstung mit Apparaten, wie sie für eine Station erster Ordnung erforderlich sind. Die Beobachtungen, die während der internationalen antarctischen Campagne auf der Insel gemacht worden sind, sowie ihre Fortsetzung im Jahre 1903 werden binnen kurzem veröffentlicht werden. Auch sonst wird die argentinische Republik fortan einen thätigen Anteil an den meteorologischen Arbeiten nehmen und bald in Bahia Blanca in etwa 39 Grad südlicher Breite eine Wetterwarte eröffnen. Später soll dann ein größeres Netzwerk von Observatorien längs der atlantischen Küste der Republik geschaffen werden. —

Humoristisches.

— Geschlagen. Hermine (praßlerisch): „Meinetwegen ist schon ein Herr verrückt geworden.“

Sieglinde (triumphierend): „Und meinerwegen ist einer wieder zur Vernunft gekommen.“ —

— Genau. Besuchende Dame: „Wann ist denn Ihre Gertrud geboren?“

Bankier: „Sie erblickte das elektrische Licht am 24. Februar, das Licht der Welt sieben Stunden später!“ —

— Die künstlerische Köchin. Gnädige: „Aber um Gottes willen, was haben Sie denn da zum Knödelmachen für Dinger?“

Köchin: „Bitte sehr, das sind Modellierhölzer.“ —
(„Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Sophokleische „Elektra“, in der Wilbrandtschen Bearbeitung, wird vom Akademisch-Litterarischen Verein in einer Matinee am 16. April im Theater des Westens aufgeführt. —

— Das Aufführungsrecht von Berosis Datorium „Die Auferstehung des Lazarus“ ist vom Theater des Westens erworben worden. —

— „Dunja“, eine Oper von Iwan Knorr, geht heute erstmalig im Koblenzer Stadttheater in Scene. —

— Zur Bearbeitung der Sammlungen Nordenstjölbs hat die schwedische Regierung 55 000 Kronen bewilligt. Bedingung ist, daß die Sammlungen ohne weitere Vergütung dem Staate überlassen werden. —

c. Einen Preis von 100 000 Mark hat die Regierung von Queensland für die Erfindung eines sicheren Mittels zur völligen Ausrottung des jähen Unkrauts, das als „Feigen distel“ (Opuntia) bekannt ist, ausgesetzt. Die Feigendistel ist eine Statusart, die in Queensland aus Amerika eingeführt ist. —

— Der erste deutsche Volks-Hochschultag fand dieser Tage in Wien statt. Anwesend waren zahlreiche österreichische und reichsdeutsche Professoren, die der Volks-Hochschulbewegung nahe stehen. Bei den Beratungen wurde von einzelnen, namentlich reichsdeutschen Medlern, die Organisation der österreichischen vollstämmigen Universitätskurse, die vom Staat Zuschüsse erhalten, als mustergültig hingestellt, von andern wieder bekämpft. Einen Volksunterricht durch Studenten hielt man für bedenklich. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt. Der nächste deutsche Volks-Hochschultag wird in Berlin tagen. —

— Peruanische Höhenbahnen. Die Linie zwischen Droha, dem Endpunkt der peruanischen Centralbahn, und Cerro de Pasco sollte mit Ablauf des Jahres 1903 vollendet sein. Ihr höchster Punkt liegt in 4782 Meter Meereshöhe. Eine kurze Linie, die den Minenbezirk von Morococha mit der Centralbahn verbindet, ist kürzlich fertiggestellt worden. Sie zweigt sich bei Tielio (etwa 4730 Meter Höhe) ab, steigt noch gegen 40 Meter und senkt sich dann auf 4545 Meter herab. —